

Barbara Kreis

Die Frau als „Schöpferin?“ - Zwischen Domestizierung und urbaner Herausforderung¹

gewidmet Tamara Taut

„Wer verändert die Welt?“ fragte während eines Streitgesprächs provokativ ein feiner Herr die junge Arbeiterin, die, nachdem sie vergeblich ihr familiäres Glück in einer Vorstadtidylle gesucht hatte, politisch aktiv ins urbane Leben zurückgekehrt war. Ihre unumwundene selbstverständliche Antwort: „Der, dem sie nicht gefällt“ - eine Szene aus Bert Brechts Film „Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt.“ Auch der heutige Zustand unserer Städte das Ergebnis von vorangegangenen Bedürfnissen und Sehnsüchten, die wir inzwischen kritisch beurteilen. Auf die Stadtveränderungen des 20. Jahrhunderts hatten die Frauen wenig Einfluss, da sie ihnen selbst ausgeliefert waren. Sie hatten bisher nicht die Definitionsmacht über wesentliche Werte und Begriffe unseres Zusammenlebens, Wirtschaftens und Gestaltens. Baukultur ist gestaltete Wirklichkeit, in der zunehmend die Frauen mitbestimmen. Jenseits der Macht konnten sie ihre Stärke darin entwickeln, sich in Gegebenheiten einzurichten, das Beste daraus zu machen und so indirekt, vom emotionalen Rückzugsort aus, den Errungenschaften unserer Zivilisation Vorschub leisten. Nachdem sie nun im Begriff sind, die Positionen einzunehmen, in denen die Gestaltung des Lebensraums entschieden wird, gibt es keine Veranlassung mehr, diese Anpassung zu rechtfertigen, es sei denn, sie fühlen sich in ihr wohl.

Die Zerstörung des öffentlichen Raums, sowohl funktionell wie gestalterisch, seine Reduktion als Durchgangsröhre für mobile Autofahrer, hat die Frauen mit ihren Einkaufstaschen und Kinderwägen, die Alten und die Kinder in der Öde funktionalistisch legitimierter Fassadenwände und parkender Autos zurückgelassen. Bedürfnisse wie reibungslose individuelle Mobilität in enger Verknüpfung mit einer Vorstellung von Freiheit als uneingeschränkter Bewegung, Orientierung an einem Fortschrittsglauben des technisch Neuesten in Ignoranz gegenüber Tradition und Natur, Suche nach endgültigen Prinzipien prägten die Stadt. Im Bauen wie im Leben hatten reibungslose Arbeits- und Alltagsorganisation Priorität. Begriffe wie Heimat oder Geborgenheit wurden aus dem Wortschatz des Architekten verbannt, Schönheit des Ortes oder gar Ornamente, die den Blick fangen und Bezugspunkte geben, werden ohnehin nur von den Langsamem, den Schau-

¹ Dieser Artikel ist eine überarbeitete Version zweier Vorträge, gehalten auf dem 4. Coburger Wohnbautag: „Frauen planen – bauen – wohnen“, am 21. und 22. März 2001 und auf der 30. International Conference on ‚Making Cities Livable‘ in Venedig im Juli 2001

enden wahrgenommen, von denen, die an den Ort gebunden sind, und wer ist das schon? Die Domestizierung der Frau in der häuslichen Kleinfamilienwohnung hat sie aus dem öffentlichen Leben und dem urbanen Raum herausgenommen. Das darin verwirklichte Modell der bürgerlichen Kleinfamilie, das bis vor kurzem noch unhinterfragt galt, ist in Auflösung begriffen, so auch die Ausschließlichkeit der Zuordnung von Frau zu Familie und unbezahlter, wertloser Arbeit in der Wohnung und von Mann zu Öffentlichkeit und bezahlter, angesehener Arbeit. Ich möchte der These nachgehen, dass die Stadtzerstörung im 20. Jahrhundert auch Konsequenz eines einseitigen Lebensbildes ist - je mehr dieses von Qualitäten befreit wurde, die man der weiblichen Seite zuschrieb und quer durch die Lebensräume zwar durchsichtige, aber undurchdringliche Barrieren zwischen privatem und öffentlichem Leben gezogen wurden. Es soll im Folgenden erläutert werden, welche Rolle und Funktion den Frauen in Stadt und Lebensraum zugeteilt wurde, einige Aspekte der Geschichte werden dargestellt, die die Position der Frauen verdeutlichen und zugleich heutige Ausblicke erleichtern können. Für die Bewusstmachung von Strukturen und Zwängen, die zu Selbstverständlichkeiten wurden, ist die Betrachtung der historischen Entwicklung hilfreich - um so mehr als es heißt, dass Frauen ihre Kraft und schöpferische Herausforderung aus dem Spannungsfeld zwischen Traditionsbezug und -überwindung ziehen.

Vorindustrielles Erbe

Die Familie, wie sie heute mit Gefühlsbeziehung und Gemütlichkeit verbunden ist, bürgerte sich erst im 19. Jahrhundert ein. Davor stand nicht das Gefühl an erster Stelle des familiären Wertesystems, sondern die Lebens- und wirtschaftliche Gemeinschaft, die das Hausinteresse bestimmte und sich in eine gottgewollte Standesordnung eingliederte.¹ Im besten Falle konnten Ratio und Emotion sich vereinen. Die uns selbstverständlich erscheinende mütterliche kindbezogene liebevolle Einstellung setzte sich erst mit der Verbesserung des Gesundheitswesens durch. Nachdem die hohe Kindersterblichkeit zurückging, war es den Müttern möglich ihrer liebevollen Beziehung Ausdruck zu verleihen, ansonsten wäre sie unablässig in Trauer gewesen. In der vorindustriellen Zeit war der Arbeitsraum von Mann und Frau der gleiche, die Frau noch nicht isoliert hinter den privaten „vier Wänden.“ Ebenso selbstverständlich waren ihre Arbeitsbereiche im öffentlichen Raum. In der Hausgenossenschaft existierte ein gemeinsames Wohnen und Wirtschaften, Produzieren und Verkaufen - unter der Herrschaft des Mannes - in der die Hausmutter als Aufseherin, Wirtschaftlerin, integriert in Arbeits- und Wirtschaftsfunktionen, einen festen Platz einnahm, und Kinder unmerklich spielend und lernend

¹ vgl. Ingrid Weber-Kellermann „Die Familie“, Frankfurt 1976

hineinwachsen; Verwandte, Lehrjunge, Geselle, Dienstmagd ordneten sich in diesen Verbund ein. Intimbereiche gab es nicht. Durch Mitgift und Hochzeitsgut halfen die Töchter, das Sozialsystem und die wirtschaftliche Sicherheit der Familien zu stabilisieren.

Der öffentliche Raum war notwendiger Bestandteil des Alltagslebens, insbesondere das Arbeitsfeld der Frauen, in welchem sie ihre Tätigkeiten verrichteten und zugleich kommunizieren konnten. Wasserholen am Brunnen, Waschen im Fluss, Bewirtschaftung der Gärten, Produzieren und Handeln, Versorgung und Entsorgung vermittelten sich direkt in ihrer Vielgestaltigkeit mit allen positiven und negativen Seiten im Stadtraum. Körperkräfte einzusetzen und Lust, sich im körperlichen Spiel zu betätigen, war nicht nur für Kinder selbstverständlich. Öffentlicher Raum gehörte zum Wohnen wie das Haus und war wie dieses sozialer Erziehungsort. Eine wichtige Rolle im sozialen, öffentlichen Leben spielte auch das Einüben des Kommunikationscodes durch Zusehen und Erleben der Feste und Riten. Die städtischen Räume waren geprägt von dieser ständischen und funktionalen Ordnung, deren Baukultur Fülle und Existenzgenuss ebenso wie handwerkliches Können ausdrücken wollte. Die Straßenwände waren der repräsentative Rahmen des Alltags und Festtags der Frauen und Männer mit all seinen Facetten menschlicher Bindungen, körperlicher Erfahrungen wie Begegnungen, Reibungen, Widerständen, ungewohnterer wie regulierter Bewegung von Menschengruppierungen. In Ankündigung der neuen Zeit begannen in den Städten gesundheitspolitische Maßnahmen Raum zu greifen um Krankheiten in den Griff zu bekommen und verpestete Orte zu isolieren. So entstanden Parks als grüne Lungen zur Luftreinigung und Durchbrüche zur besseren Zirkulation in den Straßen. Die räumlichen Hüllen haben ihre Funktionen, die scheinbar unausweichlich festen Standes- und Machtstrukturen, lange überdauert. Sie werden heute wiederentdeckt als Identifikationsorte und gewinnbringende touristische Anziehungspunkte.

Industrielles Erbe

Im Zuge des bürgerlichen Kampfes gegen die Autoritäten waren Frauen eine öffentliche treibende Kraft der Französischen Revolution. Mit den Brotaufständen, ausgelöst durch die wiederholte Erhöhung der Brotpreise, leisteten sie an den Orten, die zu ihrem alltäglichen Lebensbereich gehörten, einen wesentlichen Beitrag zur revolutionären Bewegung.¹

¹ vgl. Richard Sennett "Fleisch und Stein - Der Körper und die Stadt in der westlichen Welt", Berlin 1995

Sie organisierten sich in Gruppen, zogen demonstrierend durch die Stadt, schlossen sich in eigenen politischen Clubs und Massenbewegungen zusammen. In den folgenden Jahren waren sie aktiv beteiligt an den großen Festen, Maskeraden und öffentlichen Feierlichkeiten. Der Ort an dem die neue Gesellschaft ihren Anfang haben sollte, in dem sich die Emotionen der Massen verdichteten, die gesellschaftliche Erneuerung ausgetragen wurde, war die Straße. In der Folgezeit sollten sowohl die Frauen, wie die Massen mit ihren Emotionen aus dem öffentlichen Raum verbannt werden, um dem bürgerlichen freibeweglichen Individuum, das ein Mann war, Platz zu machen. Schon im Vorfeld der Französischen Revolution wurde in den gigantischen leeren Körpern von Boullée die Vision des neuen Raums vorausgeahnt, die Freiheit als Vereinzelung in einem leeren emotionslosen Raum verkörperten. Eine abstrakte Freiheit, die zur freien Zirkulation im leeren großen Volumen wurde. Nicht mehr die menschlicher Bindungen, körperlicher Erfahrungen, Begegnungen und Widerstände.

In Ablösung der sinnlich emotional- patriarchalisch geordneten Welt sollte sich als Konsequenz des industriellen und wissenschaftlichen Aufbruchs eine Welt der Ordnung, Rationalität, der Beherrschung von Leidenschaft und Emotionen durchsetzen. Die eher gefühlsbetonte Ausrichtung der Frauen, ihre biologischen Abhängigkeiten, hatten in dieser Zukunftsmaschinerie keinen Platz mehr. In diesem Sinne wurde auch ihre wachsende Teilnahme an den Umwälzungen der Gesellschaft als Behinderung, ja Bedrohung angesehen. Obwohl sich das Fundament des familiären Denkens änderte und nach dem Naturrecht Mann und Frau nicht nach Stand, sondern als individuelle Personen einzustufen waren, wichen die hierarchischen Ordnungen keineswegs emanzipierten Familienstrukturen. Was den Frauen einerseits durch den Fortschritt des Gesundheitswesens zuteil werden konnte, die vermehrte Hinwendung zur Mütterlichkeit, wurde ihnen andererseits als alleinige Bestimmung, verbunden mit der Tendenz immer strengerer Sexualordnungen und Tabus im öffentlichen Leben, zugewiesen. Gleichzeitig folgte die Sentimentalisierung des innerfamiliären Bereiches. Mit der durch die bürgerliche Philosophie unterstützten Idealisierung und Erhöhung wurde die Frau als milieuschaffende und bewahrende Heilquelle männlicher Existenz beschrieben: „Frau wie der Himmel für die Erde, als nie versiegende Gabenquelle, gießt Liebe aus über ein Heim und einen Gatten, der sie ernährt, der alles für sie schafft.“¹ Diese Idealisierung ist in Wahrheit eine Weigerung ihr den Status des menschlichen Wesens zu gewähren, da ihre Rolle darin besteht, den Mann zu glorifizieren². Die Manifestierung des Leitbildes der bürgerlichen gutsituierten Gatten- und Kleinfamilie spiegelt sich

¹ Georges Teyssot: „Die Krankheit des Domizils“, Braunschweig 1989, S.29
² ebda.

in der „guten Kinderstube“ wieder, die künftig mit guter Erziehung gleichgesetzt wird. Mit ihrer Aufwertung wurde die Sorge um den Nachwuchs und der Stolz auf Abstammung gepflegt. In der Wohnung konnte durch Rituale und Ausstattung die kulturelle Vergangenheit konserviert und mittels repräsentativer Prestige-Symbolik das nationale Selbstverständnis eingeübt werden. Ahnenverehrung, Vorzeigebjekte des erlangten Status nahmen im Interieur der Wohnung wichtigen Raum ein, von den Frauen ebenso gehütet und gepflegt wie das bildungsbürgerliche Ideale und Traditionsbewusstsein. Die Abwesenheit der väterlichen Autorität begünstigte seine Distanz zur unbezahlten Alltagsarbeit, so dass mit der Verbannung der Berufsarbeit aus dem familiären Alltag häusliche körperliche Arbeit zunehmend als minderwertig eingeschätzt wurde. Neben der harten Arbeit der Diensthilfen, blühte der Handarbeitskult höherer Töchter. Somit war die Trennung zwischen unproduktiver, idealisierter Arbeit von Frauen in der Wohnung und der öffentlich anerkannten produktiven männlichen Arbeit geschaffen und das Heim zum Rückzugsort im Industrialisierungsrausch des 19. Jahrhunderts bestimmt. Zugleich erschien im öffentlichen Raum ein neuer bürgerlicher Personentypus, der den freien, gebildeten wohlhabenden Bürger verkörperte, der Flaneur. Er ist derjenige, der, aus der neuen Zeit geboren, die Stadt und alles, was sie an Kostbarkeiten der kulturellen und Konsumwelt zu bieten hatte, aufgrund seines Status, ihm zur Verfügung stehender Zeit und Geldes genießen konnte. Zu ihm gesellte sich die Prostituierte, als Kehrseite der Verklärung häuslichen Glücks und der Überhöhung unnahbarer Frauen. Sie bot sich im öffentlichen Raum als Konsumgut an. Den bürgerlichen Damen blieben die Salons oder Wohltätigkeitsvereine als einzige Möglichkeit, sich halböffentlich zu betätigen. Ihre Teilnahme an öffentlichen Sitzungen wurde ihnen im preußischem Vereinsgesetz sogar untersagt. Im öffentlichen Raum waren sie weitgehend auf Begleitung der Männer angewiesen, es sei denn sie befanden sich in Ausübung ihrer Pflicht auf Spaziergängen mit Kindern oder dergleichen.

Die Auflösung des ganzen Hauses als Wohn- und Arbeitsstätte einer gemeinsam wirtschaftenden und hausenden Familie hatte für die proletarische Lebensgemeinschaft noch existentiellere Folgen. Die verachtete körperliche Arbeit konzentrierte sich nun in den Fabrikhallen auf die unteren Schichten. Dies „war das erste Rezept der Weltgeschichte, wie man die große Zahl mindertauglicher Menschen nutzbringend durch Disziplinierung im mechanischen Prozess einsetzen kann“¹. Die Frau war nicht nur an diesen, sondern auch an das häusliche Elend gebunden. Ihre Mitarbeit in der Produktion wurde wegen

¹ Zit. in: „Die Stadt von Morgen – Arbeitsgespräche zur Internationalen Bauausstellung Berlin“ 1957, unveröffentlichtes Manuskript, 1955

lohnensender Wirkung häufiger kritisiert als wegen Ausbeutung. Die proletarischen Unterkünfte galten als Brutstätten der Krankheit und Unmoral, die die bürgerliche Gesellschaft in Angst vor Ansteckung durch Kontakte, Ausdünstungen, Schmutz versetzten. Um sie als Gefahr für Gesellschaft und Familie zu eliminieren wurden sie zum Missionsfeld bürgerlicher Erziehung und Bevormundung.¹ Darüber hinaus musste der urbane Raum als Schlachtfeld der unterdrückten Klasse aus politischen Gründen unter Kontrolle genommen werden. Die kollektiven Versammlungen, die Massendemonstrationen, die proletarischen Gewohnheiten zu feiern, sich politisch zu organisieren, zu betätigen, ihre auf die Öffentlichkeit bezogenen gemeinschaftlichen Kommunikationsformen, stellten für die sich individualisierende bürgerliche Gesellschaft eine große Bedrohung dar. Diese Potentiale mussten in ihrem Wesen, sich zu vereinigen und daraus Kraft und Identität zu finden, zerstört werden. Mit der Neuordnung, der Erweiterung, dem Ausbau der Städte und im Rahmen der Beseitigung verheerender sozialhygienischer Verhältnisse, wurde sowohl stadträumlich als auch im Wohnungsinneren auf die Missstände reagiert. Mit den institutionalisierten Infrastruktureinrichtungen für Bildung, Gesundheit und Kultur wurden wichtige Fortschritte erreicht, sie waren zugleich jedoch auch Organisations- und Kontrollfaktoren gesellschaftlicher Leitkultur. Hygienische Maßnahmen wurden durch das Sozialwesen mit moralischen Werten, geistiger Hygiene untermauert. An die Herausbildung einer eigenständigen kulturellen Identität der Arbeiterinnen und Arbeiter war unter diesen Voraussetzungen nicht zu denken. Die aktiven aufständischen Frauen der Revolution wurden in passive Erinnerungen umgewandelt. Ihr Bild blieb im öffentlichen Raum erhalten, jedoch als unerreichbares Ideal, entkräftet. Geronnen zu Aphorismen der Gerechtigkeit, der Tugend, standen sie unantastbar neben den realen Helden der neuen Zeit, den Reiterstandbildern und Kriegerdenkmälern.² Der ehemals zur täglichen Arbeit notwendige Aufenthalt im öffentlichen Raum reduzierte sich mit zunehmender Verbesserung der Haustechnik und verlagerte sich ins Hausinnere. Die Straße wurde mehr und mehr zum Ort regulierter Bewegung und für Frauen kein selbstverständlicher notwendiger Aufenthaltsbereich mehr.

Während Rationalisierung und Spezialisierung der Arbeitswelt sich rasant entwickelten, wurde in den architektonisch städtebaulichen Formen und den von Frauen gehüteten Privatbereichen bewusst auf traditionelle, emotionale, humanitäre Vorstellungen Wert gelegt. Was in der privaten bürgerlichen Wohnung an Traditionen eingeübt und demonstriert wurde, hatte in den öffentlichen Räumen seine Entspre-

¹ vgl. Anm. 2

² vgl. Irene Nierhaus: „Raum, Geschlecht, Architektur“, Wien 1999

chung, in denen sich die Hierarchie der Verhältnisse nachvollziehbar in räumlichen Qualitäten verschiedener Bezugssysteme abbildete. In ihnen ist Baukunst zugleich Stadtbaukunst, d.h. das Einzelne mit dem Gesamten in Bezug gesetzt und vermittelt sich dem Betrachter und Nutzer über Gestaltungskanon und Bildprogramme. Heute erweist sich diese Struktur, zwischen Wohnblocks, Straßen, Plätzen in ihrer Dichte und Vielfältigkeit der Nutzung, durch die erzählende Einrahmung der Fassaden, als kostbare urbane Qualität. Leid und Pracht ihrer inneren Funktionen halten uns nicht mehr sozial gefangen, wir können die Raumfolgen und -qualitäten selbstbestimmt erleben.

Erbe der Moderne

Im Zuge gesellschaftlicher Unruhen, stellten auch die Frauenverbände erneut die Frage nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Während zu Beginn des 20. Jahrhunderts rechtliche Grundlagen geschaffen wurden, die ihnen Möglichkeiten zur Befreiung und Selbstverwirklichung durch Arbeit und Studium gaben, wurde die innere und äußere Lebenswelt einer technik- und hygienebezogenen Fortschrittsdefinition unterworfen, die einherging mit der Entwertung von Tradition und Geschichte. Die Bedrohlichkeit des öffentlichen Raums, seine Überfüllung mit allem was das Leben ausmachte, die sozialen Unruhen, das Elend in den Wohnungen, führte zum Hass des Großbürgertums auf den Moloch Stadt. Die Auflösung der Stadt schien selbstverständliches Anliegen der fortschrittlichen Architektengeneration. Die Straßen wurden nicht mehr zum Aufenthalt, sondern zur schnellen Entleerung zum Durchlauf geplant. Ende „dieses undurchdringlichen Straßengewebes von Passagen, Fassaden, Höfen, Alleen, Boulevards, mit Fußgängern umsäumt und angefüllt mit Lärm Gestank und Chaos von Automobilen, Autobussen, Motorrädern... Wir haben selbstverständlich jede Korridorstraße liquidiert, die Straßen, jeder und aller Städte der Welt! Unsere Wohneinheiten haben nichts mehr mit Straßen zu tun,“ so Le Corbusier.¹ Die Sehnsucht nach Natur und Gesundheit begünstigten eine neue Stadt- und Wohnkultur, die mit Hilfe der Faszination an der motorisierten Bewegung realisiert wurde. Auf dem Weg „zurück zur Natur“ konnten Freiheit und reibungslose Bewegung nun eins werden. In den Villen des Großbürgertums im Grünen war die Frau mit all ihren Bediensteten nicht nur Herrin der Hauswirtschaft, sondern Vertreterin dieses neuen Lebensgefühls. Nach den pompösen ahnenträchtigen schwerfälligen plumpen Gründerzeitinterieurs wehte ein befreiender Wind durch die hellen Räume, weiche Wellen, sanfte Linien. Mit der Erneuerung der Kunst wurde auch der Frauenkörper im Jugendstil neu entdeckt und reformiert, in blütenhaft erotischen

¹ Le Corbusier zit. in: Sibyl Moholy-Nagy „Die Stadt als Schicksal“, München 1970, S.284

Darstellungen wiedergegeben, grazil, zerbrechlich, mehr zur Verehrung als zu handfester Arbeit bestimmt. Zu ihrer Abgeschnittenheit vom Produktions- und Lebensfluss der Stadt und der Kultur, die als männliche Domäne galt, passte nun die der Frau zugeschriebene Verbindung zur Natur. Nachdem der Flaneur auf das Automobil umgestiegen war, genoss er wahlweise „zurück zur Natur“ und zum Heim zu kehren, oder sich mittels der Maschine wieder von ihnen befreien, wann immer er wollte. Diese privilegierten Zustände fanden in der Gartenstadtbewegung ihre Übertragung auf die breite Bevölkerung und wurden in Deutschland mit dem Anliegen der Veredlung des Menschen verbunden. Die Voraussetzung war der Ausbau des Transportsysteme und die Ausdehnung der Arbeitsteilung zwischen der am Ort festsetzenden Hausfrau und dem sie ernährenden Gatten. Die antiurbanen Lösungsansätze der Wohnungsfrage beinhalteten eine Ablehnung städtischer Lebenskultur und besiegelten die Domestizierung der Frauen und ihre großräumliche Segregation, da ihnen der Zugriff zur Motorisierung fehlte und sich ihr Selbstwert durch Ehemann, Kinder und die sich mit ihrer Hilfe ausdehnende häusliche Konsumwelt definieren musste. Zwischenräume wurden nun zu Verkehrszonen, die die Männer überbrückten, deren Mobilität wurde größer, die der Frauen kleiner. Die Zerstörung des städtischen Raumes verhinderte nicht nur ungezwungene Kommunikation, sie produzierte auch Angsträume für Frauen und unterstützte die Vorstellung, dass die Straße, die Stadt Ort des Lasters war.

Überall solle Wissenschaft und Technik in die „neue Welt“ eindringen, in der der bewusste Mensch über die amorphe Natur siege, die Autos unsere Straßen, Ford und Rolls Royce den Stadtkern sprengen, nach dem Motto, „wir leben schneller und daher länger,“ so die Visionen des Bauhausdirektors Hannes Meyer, nach welchem Hygiene ins Stadtbild breche, und das Bauen als technischer Prozess den ästhetischen in rücksichtsloser Verleugnung des Vergangenen ablöse¹. Und während die Arbeiterinnen begannen, sich den bürgerlichen Geschmackskanon anzueignen, wurde dieser von fortschrittlichen Architekten als Kitsch abgelehnt. Mit der Befreiung von der bürgerlichen Heuchelei sollten alle Nebel und Schleier fallen, das nackte Funktionieren gezeigt werden und die Veredlung des Menschen durch veredelte Gegenstände, die von allem Überfluss befreit in ihrer reinen Funktion schön zu sein hatten, angestrebt. Eine Befreiung vom traditionellen Ballast, der Gebundenheit in Geschichte, überladenen Standesansprüchen stand als Ideal dahinter. Statt jedoch Überflüssiges zu entfernen, wurde Tradition und Geschichte pauschal verachtet und Gemütlichkeit, Repräsentation, persönlich individueller Ausdruck aus den Wohnmaschinen ebenso wie aus der Stadt verbannt. Dies waren

¹ Hannes Meyer „Die neue Welt“, in: Bauen und Gesellschaft, Dresden 1980, S. 27

die letzten Refugien der Frauen, die in ihre Obhut gegeben worden waren, nun wurden auch sie dem Fortschritt angepasst. Es ging um die Befreiung der „Bastardisierung der Technik durch die Kunst“¹, so der Visionär Taut. Er sprach die Frauen in seinem Buch „Die Frau als Schöpferin - die neue Wohnung“ als Verbündete an, sie mögen dem Architekten helfen das Erziehungsprogramm zum besseren Wohnen umzusetzen, nach dem Motto „der Architekt denkt, die Frau lenkt“². Nur, den Kleinbürgerinnen und Arbeiterinnen war das Ornament, die Gemütlichkeit des Hauses ein Stück Luxus und Befreiung aus ihren elenden Zuständen. Davon ausgehend, uns zur Ursprünglichkeit und Wesenhaftigkeit der Dinge zurückzuführen, wurden die weiße Wand, das weiße Laken zum reinen Gewissen wohlgeordneter, von Frauen verwalteter Verhältnisse. Frische Luft, Keimfreiheit, geistige Hygiene und Moral waren inzwischen enge Partner. Sie wurden als Erziehungsprogramm nicht nur mit Architektur, sogar mit Baustoffen und Konstruktionen in Verbindung gebracht, die als „ehrlich“ bezeichnet wurden. Und wiederum waren es die Frauen, die diese Ideologie in ihrem Heim, das sich bisweilen durchsichtig wie ein Aquarium präsentierte als Mittlerinnen eines totalitären Reinheitsgebotes mittrugen. Während zuvor repräsentative Relikte und Erinnerungsstücke in der Wohnung die eigene Präsenz erdrückten, wurden nun Räume geschaffen, deren Nacktheit das Hinterlassen von Spuren als Makel empfinden lassen musste.³ Aus ursprünglicher Askese entstand später oft sinnliche Verarmung und Eintönigkeit, aus dem Anspruch nach Transparenz Entzug von Geborgenheit und Intimität. Die Frau als Verwalterin dieser Heimatlosigkeit funktionierte modern, isoliert in ihrer Wohnmaschine. Die Wohnung ehemals emotionaler Rückzugsort, in der sich spezialisierenden rationalisierten Welt, wurde nun selbst dieser Welt angepasst, und was mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht wurde - Geborgenheit, Innerlichkeit, Empfangen, Intimität, Emotionalität, Tradition als überholt angesehen.

„Die Wohnung für das Existenzminimum“ lautete die Lösungsformel für die anonymisierten Probleme der armen Leute.⁴ Mit dem Anspruch von Gleichheit und biologischen Mindestanforderungen organisierten Planer die Funktionen in Orientierung am Taylorismus der Auto-Produktion und den Außenraum als Vakuum, ohne soziale und sonstige räumliche Orientierungen lediglich nach der Sonne gerichtet. Die minimierte Wohnung selbst war inzwischen reine Reproduktionsstätte der als Norm idealisierten Kleinfamilie. So schlief und reproduzierte

¹ Bruno Taut: „Die Frauen mögen helfen“, in: Wohnungskultur 1924, H.4/5, S.49f

² Bruno Taut: „Die neue Wohnung - Die Frau als Schöpferin“, Leipzig 1924

³ vgl. Walter Benjamin „Erfahrung und Armut“, in: Gesammelte Schriften, Bd. II, Frankfurt 1977, S.218

⁴ Thema des 2. CIAM Kongresses (Internationaler Kongress Moderner Architektur) 1929 unter Leitung von Ernst May in Frankfurt

sich die Arbeitskraft, das Existenzminimum, einheitlich gelagert von Ost nach West im parallelen Zeilenbau, der in seiner Monotonie die Gleichheit aller wiedergeben wollte, jedoch zur Vereinzelnung kollektiven Elends - insbesondere der Frauen - beitrug. Zeilenbau zerstört die soziale Hierarchie von Räumen und Kommunikationsbereichen. Wer Kommunikation erschwert, behindert Solidarisierung und damit mögliche Proteste, Verweigerungen, Gegeninitiativen.

Die Leistungen der Weimarer Republik, die Genossenschaftsbewegungen, die Verbesserung der Wohnbedingungen, der Infrastruktureinrichtungen, sind unbenommen. Die Auseinandersetzung mit einer komplexen urbanen Kultur, die eine eigenständige Tradition der Werktätigen hätte entstehen lassen können, wurde jedoch vernachlässigt. So erhoben sich schon um 1930, noch bevor das Manifest zur funktionellen Stadt formuliert war, kritische Stimmen gegen das Dogma der Funktionstrennung, dem die Frauen am meisten ausgeliefert waren.¹ Die Stadt sei keine Summe von Wohneinheiten, sondern ein komplexes Gebilde von munteren Menschen, und die Straße historischer Ort der neuen Gesellschaft, so lautete die Antwort einer Russin, die kritisierte, dass in den von westlichen Funktionalisten geplanten sozialistischen Siedlungen das Leben dem kapitalistischen Produktionsprozess angepasst worden sei und die Stadt, die Straße als Austragungsort der Revolution ignoriert und zerstört wurde.² Die Arbeiter in den neuen Städten vermissten den Boulevard, auf dem sie mit ihrer Freundin abends flanieren konnten.

Erbe der Mobilität

Und während die Moderne die Tradition ignorierte, missbrauchte sie der Nationalsozialismus. Nun sollte ein neues Menschengeschlecht erzogen werden, aus dessen Mutterschoße der Freudeneruf erschalle „Oh welche Lust, Soldat zu sein“³. Während des Krieges lernten die Frauen notgedrungen auch die Sphären außerhalb des Heimes kennen, und wo Lücken in der Produktion zu füllen waren, durften sie die häusliche Brutstätte verlassen. Als Trümmerfrauen retteten sie letzte Reste von Hab und Gut der in Verruf gekommenen Heimat. Als 1955 eine interdisziplinäre Expertendiskussion zum Thema „Stadt von morgen“ in Vorbereitung der „Interbau“ Berlin stattfand, wurde als größte Schwierigkeit für einen Wiederaufbau, wie die Planer ihn sich wünschten das Unverständnis der Öffentlichkeit gegenüber einer wirklichen Neuplanung genannt, da die Menschen ihre alte Stadt wollten, weil

¹ vgl. Adolf Behne: „Dammerstock“ in: Die Form 1930, H.6

² vgl. Barbara Kreis: „Vom Wohnungsbau zum Städtebau - Moskau 1917-1935“

³ Filmtitel

sie „einfach an diesen Dingen hängen“¹. Die Ausstellung solle als eine lebendige Unterrichtung für die Öffentlichkeit und für den Laien zeigen, wie sich ihre Existenz, ihr gesellschaftliches Leben neu und anders formen könnte, mit der Familieneinheit als unterster Zelle und Grundlage des Menschengeschlechts. Gerade nach dem Krieg, galt diese als einziger Halt und einzige Stütze. So kam es zur Beschwörung alten Strukturen, die mit der gesamten Stadt- und Wohnungsbaupolitik wieder der Frau ihren Ort und die Aufgabe, zu den natürlichen Lebensformen des Menschen zurückzuführen, zuwies, denn wenn die Selbstlosigkeit der Mütterlichkeit verloren ginge, „leide der Mann und leide die Ehe.“ Man sah es als ungesund an, dass sie wegen des Lebensstandards mitarbeite, „indem wir der Frau ein neues Lebensideal geben,“² könne sie jedoch öffentlichen Aufgaben nachgehen um sich in ihrer Freizeit sinnvoll beschäftigten und seelischen Ausgleich finden. Trotz des Einwandes, dass Erwerbstätigkeit eine ungeheure Bereicherung sei, wurde die berufstätige alleinstehende Frau dagegen als Nutznießer der Gesetzgebung betrachtet und solle nicht dadurch belohnt werden, dass sie eine billige oder komfortable Wohnung erhalte.

Auch im Städtebau sollte formende Lebenshilfe gegeben werden. Nach seiner Fehlleitung in der Masse müsse der Mensch wieder zu einem Einzelwesen gemacht und pädagogisch zu besserem Wohnen geführt werden. Einigkeit der Experten bestand in der Notwendigkeit die Natur einzubeziehen um städtische Regenerationsmöglichkeiten zu bieten. Die ideale Bebauungsart schien so konsequenterweise - zur Förderung der Familie und des Individuums - der Bau von Einfamilienhäusern im Grünen und in der Stadtlandschaft naturumgebene Einzelhochhäuser. Die Individualisierung der Baukörper in der Landschaft folgte auf die Individualisierung des Menschen in der Stadt. Die Umkehrung des Wohnens nach innen mache repräsentative Fassaden überflüssig, die ohnehin wegen ihres Missbrauchs in der Nazizeit abgelehnt wurden. Stattdessen wurden breite Verkehrsdurchbrüche „für die Fahrt ins Grüne“ begrüßt. Die alte Stadt wurde verdrängt und weiterhin zerstört, selbst wenn die Menschen so sehr daran hingen. Dennoch wurde schon damals nach einer Mitte gesucht und die Schwächen der funktionellen Stadt kritisiert, jedoch hier herrschte Ratlosigkeit. Was die Mitte der Wohnung betraf war man sich einig, diese wurde durch die Frau verkörpert, einig auch darüber, dass die Straße inzwischen dem motorisierten Individuum vorbehalten und dort spielende Kinder als Mangel an Erziehung gesehen wurde. Planer waren weitgehend autofahrende Männer der Mittelschicht. So beeinflusste ihre Alltagswahrnehmung das Aufbauprogramm, und ihre

¹ s. Anm. 5

² ebda.

Sehnsüchte standen für die neuen Ziele Freiheit, Erneuerung, Individualität durch Mobilität und Konsum. Freiheit des Einzelnen durch Mobilität wurde umgesetzt als schnellstmögliche Überbrückung des Raumes für den Mann. Die individuelle Freiheit - weg von der Massenhysterie - konnte idealer Weise in der neu aufzubauenden Konsumwelt des Einfamilienhauses, von der am Ort gebunden Frau realisiert werden. So schien die einzige Antwort auf den Massenwahn der Nazizeit und die sich organisierende politisch aktive Arbeiterbewegung in den urbanen Zentren der Vorkriegszeit die irrealer Landschaft von Gartenzwergen hinter dem Haus und Parkmöglichkeiten für den Privatwagen vor dem Haus. Die Bestätigung der Entscheidung ergab ein Gutachten, welches vom Bundesministerium 1975 herausgegeben wurde.¹ Da die quantitative Reproduktion der einheimischen Bevölkerung auf die Fortpflanzungsleistungen der Familie angewiesen sei, spiele der zur Verfügung stehende Wohnraum hierbei eine entscheidende Rolle. Eine vorangegangene Untersuchung hatte bestätigt, dass die Fortpflanzungshäufigkeit in Ein- und Zweifamilienhäusern am höchsten sei. Alternative Erfahrungen mit kollektiven Wohnformen, wie Wohngemeinschaften, in denen die Isolation der Frau und Kleinfamilie aufgehoben ist, wurden in das Gutachten nicht miteinbezogen.

Wer etwas über Stadt und Lebensraum erfahren möchte, dem geben Verkehrs-, ADAC-Berichte und Werbespots des Fernsehens lebensnähere Aussagen als manche Architekturzeitschriften. Unsere Städte wurden autogerecht auf- und umgerüstet, der öffentliche Raum, als Aufenthaltsort überflüssig, endgültig liquidiert und dem autofahrenden Individuum angepasst. Schon Le Corbusier hatte geäußert: "Die Stadt der Geschwindigkeit ist die Stadt des Erfolges"². Wessen und welchen Erfolg er wohl meinte? „Wer die Straße erobern kann, erobert damit den Staat,“ waren die Worte von Goebbels.³ So wurde ein individueller Machtkampf auf der Straße mit dem Auto als identitätsstiftendes Symbol weitergeführt, dessen Produzenten sich gleichzeitig als Rüstungs- und Autohersteller profilierten. Parallelen drängen sich auf - die Maschine anonymisiert die Handlung und entlastet von der Verantwortung, so wird das Töten auf den Straßen, als Unfall verharmlost und nicht als fahrlässige Tötung bezeichnet. 600 Menschen werden in der BRD jährlich ermordet, 10 000 im Straßenverkehr getötet, bei jungen Männern zwischen 18 und 24 Jahren ist der Tod auf der Straße die häufigste Todesursache (mit der Ehe reduziert sich die Anfälligkeit). 50 000 Kinder verunglücken jährlich im Stra-

¹ Gisela Stahl: „Von der Hauswirtschaft zum Haushalt“, in: Wem gehört die Welt - Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik, Ausstellungskatalog, Berlin 1977, S.87 - 108

² Le Corbusier zit. in.: Peter M. Bode (Hrsg.), „Alpträum Auto - eine hundertjährige Erfindung und ihre Folgen“, Ausstellungskatalog München 1986, S.17

³ ebda. S.121

ßenverkehr, die Sterblichkeit der 6-10 Jährigen beruht zu 70% auf Verkehrsunfällen.¹ Einerseits bringt die Maschine mildernde Umstände, andererseits wird der Maschinenkörper dem eigenen gleichgesetzt, er ist jedoch gereinigt von Schwäche, Furcht, Schuld. Der Führerschein gibt Zutritt zu dieser Macht, die den Lebensraum Ansässiger zerstört und Aggression, raffinierte Rücksichtslosigkeit, moralische Gleichgültigkeit und Ignoranz als Spielregeln seines Führers gegenüber allen anerkennt, die nicht direkt beteiligt sind, den Langsamen, meist Frauen, Kinder, alte Menschen, die zum Ort gehören und der Natur. Geschwindigkeit zerstört Raum und Wahrnehmung, da ihr Interesse am Ort ist, ihn schnell hinter sich zu lassen, je anonym der Bezug desto einfacher die Zerstörung.

In Neubaugebieten bewilligte die Planung fünfmal soviel Fläche für Autos wie für Kinder, und zusätzlich beanspruchten sie Bürgersteige. Dies und die in Kauf genommene Unfallstatistik stehen im krassen Widerspruch zu der Sorge um die Fortpflanzungsleistungen der Frauen in den Einfamilienhäusern. Kinder werden in eine reduzierte Ersatzwelt, in die Ghettos der Sandkästen und Spielplätze, Schonräume ohne Leben, verschoben. Ein Raub der Freiheit durch den Diktator Auto, dessen Herrschaft inzwischen verselbständigt und verinnerlicht ist. Tagtäglich wird die Unterwerfung auf den Straßen von jenen, die nicht dazugehören, eingeübt, keiner kann sich entziehen. Schon in den Anfängen der Aufbauzeit, 1949, wurde beteuert, dass die Bewährung im Straßenverkehr aus einem verträumten Kind einen wachen, beherrschenden und umsichtigen Menschen mache. Ehemals war Straßenraum erweiterter Wohn- und Arbeitsraum, erleichterte durch die Vielfältigkeit seiner Funktionen die Frauenarbeit, war Bestandteil der Alltags- und Kommunikationserfahrung. Wer behauptet, die Straße habe ihre Aufgabe als Erziehungsort aufgegeben, der irrt gewaltig. Die Straße ist von vielschichtigem Erfahrungsfeld von differenzierten Lernprozessen, Nachahmungen und sozialen Kontakten mutiert zum nicht hinterfragten Unterwerfungstraining unter jene, die die Maschine besitzen und nicht zum Ort gehören. Seit je war die Straße Bühne des Augenblicks, auf der Schauspieler und Zuschauer zugleich Akteure und Konsumenten waren. Diese Freiheit wurde ihnen entzogen, sie gilt nunmehr weitgehend den Motorisierten, da diese den Takt, den Rhythmus sowie die Ignoranz gegenüber der Gestalt bestimmen, und die Ansässigen zu hilflosen Zaungästen werden. Im Alltag des Städterin entspricht das widerspruchslose Warten, das Üben von Geduld, Dreck schlucken und Lärm hören der Erziehung zur unterwürfigen demokratischen Bürgerin. So wurde reibungsloser Verkehr zum Selbstwert und die Angst vor den Gefahren ist inzwischen so verinnerlicht, dass die Regeln unhinterfragt eingehalten werden.

¹ ebda. S.122

Der bedrohende Verkehr ist aber nicht gottgewollt, sondern misslungenes Ergebnis einseitiger auf Kosten der Mehrheit gesteuerter Planung, die als Krieg gegen die Natur mit zukunftsloser Technologie geführt und durch die Steuerpolitik belohnt wurde, so Frederic Vester. Das Bewusstsein der kürzesten, reibungslosesten und schnellsten Verbindung von A nach B steht Pate einer Lebenshaltung des Fortschritt und Erfolgs. Während der mobile Mensch in der Außenwelt für Begriffe wie Heimat, Identität, Schutzräume keine Wahrnehmung entwickelte, gebärdet sich das Innere seiner Maschine um so geborgener und kuscheliger, wobei hier die Frauen wieder zitiert werden „dabei dürfen Sie sich in der Regel in ihrem Automobil so sicher fühlen wie bei Müttern im Kinderwagen.“ und erotischer „Ist nun das Auto männlich, weiblich oder gar sächlichen Geschlechts? Glaube mir, es ist weiblichen Geschlechts. Alle Vorzüge des weiblichen Geschlechts besitzt es. Es ist schön, rassig, schlank, elegant...“¹, jedenfalls solange es neu und jung ist.

Resümee und Ausblick

Frau und Straße sind schon lange keine Begriffe mehr, die zusammenpassen, nicht nur wegen der Barrieren zwischen Bürgersteig und Straße. Auch auf den Plakatwänden blickt uns von den Fassaden ein Bild entgegen, das die Frauen als Ding festschreibt und keinen Hehl aus dem unverfrorener Rückgriff auf pornografische Vorlagen macht. Ihre Akzeptanz im öffentlichen Raum ist von Frauen mitgetragene Verachtung, die inzwischen selbstverständlich ist. Wie groß ist stattdessen die Empörung gegenüber den so genannten „Graffiti-schmierern.“ Sind hier nicht einfach Jugendliche am Werk, die sich im öffentlichen Raum wiederfinden und Spuren in der Anonymität hinterlassen wollten?

Die europäische Stadt ist somit auch ein Produkt der Geschlechtertrennung, die die Lebensräume ihrer Nutzer zerteilte, zerstörte und sie in unterschiedlichen Welten mit festen Rollenzuweisungen isolieren und befrieden wollte. Wem gehört der öffentliche Raum? Wer verändert die Stadt? Der, dem sie nicht gefällt. Die Stadt hatte immer Partnerfunktion in Identitätsprozessen, in ihr manifestieren sich die Funktionsverluste der einen Gruppe ebenso wie Emanzipationsprozesse der anderen Gruppe. Sie kann nun Plattform und Anregungen für neue Prozesse bieten; Voraussetzung ist, dass wir sie mit unseren Lebensentwürfen konfrontieren. Die Informationsgesellschaft, die veränderte Stellung der Frauen wirken sich auf Familienstrukturen und Partnerschaften aus, heben traditionelle Polarisierung der Geschlechterrollen auf, verwischen die Trennung zwischen Arbeiten und

¹ ebd. S.123

Wohnen, provozieren neue Verhaltensformen zwischen Männern und Frauen, fordern neuen Umgang mit Natur- und Kulturräumen. So sind Frauen als Betroffene besonders gefragt neue Ansätze zu entwickeln, da sie eingebunden, dem Ort ausgeliefert sind und daher glaubwürdiges Interesse an den Veränderungen haben müssten. Studien belegen ihren anderen Umgang mit den öffentlichen Räumen, dass sie sich nicht nur auf den Restflächen zwischen den Fahrzeugen häufiger fortbewegen, sie transportieren hier auch ein Drittel mehr Lasten als Männer in Autos. Mobilitätsprofile zeigen deutlich, dass sie gegenüber den Verlockungen der Fahrmaschine resistenter sind, da für sie dieses eher Gebrauchsgesamt als Statussymbol und Repräsentationsmittel ist. Wahrnehmungs- und Zeitmuster unterscheiden sich dahingehend, dass diejenigen des Mannes eher abstrakter, bezugloser und erobernder sind, die der Frau verhaltender und interaktiver. Männliche Zuneigung orientiert sich eher an dem was funktioniert, ob es zur Erhaltung beiträgt oder zur Zerstörung, Frauen agieren eher ortsbezogener aushaltender und konfliktbewältigend, heilungsorientiert. Für sie seien informelle Strukturen wichtig, die dort entstehen wo man zwanglos verweilen und langsam gehen könne, ermittelte die Untersuchung.¹

Visionen für einen neu zu bestimmenden Lebensraum, der Lust auf Verweilen hervorruft, nehmen in den vielen derzeitigen Debatten zur Stadt wenig Raum ein. Aus jüngster Baugeschichte konnten wir erfahren, dass alleiniger Funktionsanspruch wenig dauerhaft und freudvoll ist, dagegen haben die historischen Architekturhüllen ihre Funktionen lange überdauert, sind immer noch schön und zugleich nützlich. Ebenso scheint es sich mit der viel geforderten Flexibilität zu verhalten, die im Anspruch nach Anpassbarkeit oft ausdruckslos wird. Vielleicht könnte Architektur, gerade weil ihre Eigenschaft ist dauerhaft zu sein, dem flexiblen, auf Anpassung trainierten modernen Menschen Halt, Identität vermitteln, insbesondere im öffentlichen Raum, auch hier können wir von der Geschichte lernen. Für die Rollenfindung der Frauen in diesem Prozess gilt vielleicht ähnliches. Unsere antrainierte Stärke, Rahmenbedingungen zu erfassen, in beengten Räumen sich flexibel zu arrangieren, kann nun auch zur Schwäche und Fußangel werden. Es wird behauptet, Frauen sei der große Wurf fremd, ebenso wie der eigene Lebensentwurf weniger ausgeprägt sei, da die Macht des Faktischen Barrieren in den Köpfen errichte. Großes Entwerfen setzt sich spielerisch über die Grenzen hinweg, schafft neue Konditionen und Maßstäbe. Gerade hier könnte die Größe aber in der Definition neuer Werte liegen, in welchen Tradition, Technik, Natur und Metaphysisches neue Bindungen eingehen, die in Konzepten, Strategien Ausdruck finden. Entwerfen müsste Aussagen über

¹ vgl. Eva Kail u.a. (Hg): „Frauenalltag in der Stadt“, Wien 1991

den sozialen und gestalterischen Wert der Gebäude für den Ort beinhalten und als Prozess verstanden werden. Als wichtig in diesem Kontext erachte ich die Demaskierung der Geschichtslosigkeit unserer Zeit, die die räumlichen Konsequenzen struktureller Rücksichtslosigkeit gegenüber einem Großteil der Bevölkerung aufdeckt, denn wer seinen Standort in der Geschichte, in seinem Aufgabenfeld definiert, ist sich seiner Verantwortung bewusst.

Dass Stadtlust sich verbreitet zeigen die großen vor den Kulissen historischer Fassaden organisierten Events, die fast schon wie Riten gefeiert werden. Was hier in Ausnahmesituationen inszeniert wird, die Besetzung und Aneignung der Straßen, ließe sich mit andern Mitteln dezentral auch im Alltag umsetzen. Eine Positionsbestimmung von Wünschen, Bedürfnissen, denen die unterschiedlichsten Lebensentwürfe vorausgehen, ist Voraussetzung bewusster Gestaltung. Scheint es nicht naheliegend, dass künftige weibliche und männliche „Flaneure“ in ihrer häuslichen Isolation und virtuellen Welt wieder Sehnsucht nach Stadt mit all ihren Widersprüchen, Vielschichtigkeiten, Zwängen und Schönheiten empfinden, nach Orten in denen Gefühl, Sinnlichkeit, Phantasie, Ordnung und Chaos, Vieldeutigkeit und Eindeutigkeit Raum gegeben wird? Wie heißt es doch in Alexander Döblins Film „Berlin Alexanderplatz „- „...ging durch die Stadt, und da sind Dinge die mich gesund machen.“